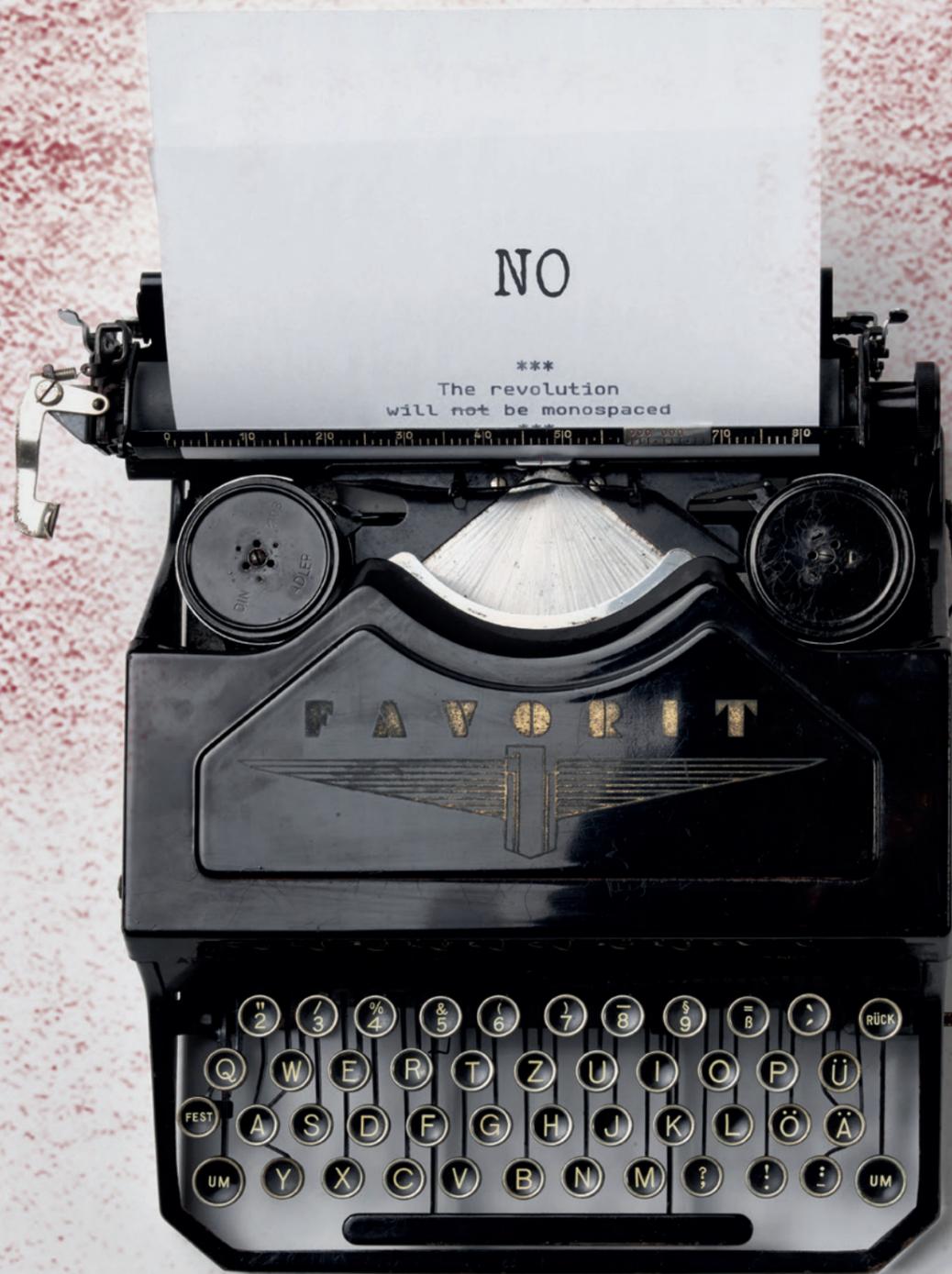


ausreißer

Die Grazer Wandzeitung

#91 | 2019



literatur und
widerstand

plattform und polis. literatur und widerstand.

editorial

Von ihren Wirkungsstätten entfernt, verboten, zensiert, verlacht, irren die Novembermenschen auf der leeren Bühne herum, jener Bühne, die an den Rändern des kontrollierten öffentlichen Raums entsteht.

(Saša Ilić in: Beton International, März 2019)

Fragen nach Widerstand, nach der Lage der Bühnen, dem Zustand der Akteur*innen, der Verfasstheit der Skripten, Wort für Wort Dimensionen ausloten zwischen öffentlicher Präsenz und täglich neuem Entscheiden, der Sprache und ihren Untiefen auf den Grund gehen, gleichzeitig ihr Potential austesten, ihre Hebelwirkung, ihre diskursive Sprengkraft.

der neoliberalismus hat immer die eine story erzählt. die ungebrochene, die erfolgsgeschichte, die verwertbare, die einspeisbare. aber vor allem: die einzige. neben, vor, über und nach ihr ist kein platz. für niemand. diese story hat alles gefressen, nichts anderes ist mehr übrig. du und ich existiert nicht. nur ein *oder* bleibt.

(Evelyn Schalk in: Beton International, März 2019)

Diese Story ist das wirkungsvollste Propaganda-instrument alter und neuer Diktatoren. Sie klingt simpel und behauptet einfache Lösungen, deren Brutalität als Unvermeidbarkeit bagatellisiert wird. Denn sie wird immer auf Kosten der Opfer erzählt. Je radikaler die Story, desto größer der Erfolg ihrer,

nahezu ausschließlich reichen, weißen, männlichen Erzähler. Wie Mantras wird ihre Geschichte nach immer den selben Mustern wiederholt, dringt ins Bewusstsein der Menschen, krallt sich dort als einzig möglicher Entwurf von Wirklichkeit fest und verdrängt die Wahrnehmung der täglichen, differenten, vielfach gebrochenen Realität. Empathie wird als Kollateralschaden verbucht.

Ihre Allgegenwärtigkeit ist es, die den Erzählern letztlich die Mittel an die Hand gibt, ihre Story in die Tat umzusetzen. Darin liegt die eigentliche Katastrophe – denn es sind jene Geschichten, aus denen Hass, Gewalt und Krieg geschmiedet sind.

Vielschichtigkeit, Komplexität und Sensibilität stehen einer solchen *single story* diametral entgegen. Die Herausgeber*innen von **Beton International** haben sich nie gescheut, diese Gegenposition einzunehmen und mit aller Konsequenz zu vertreten. Das Belgrader Literaturmagazin ist eine Sonderbeilage der *Tageszeitung (taz)* in Berlin, wird von Alida Bremer und Saša Ilić herausgegeben und erschien heuer zum dritten Mal anlässlich der Leipziger Buchmesse. Bis 2014 wurden diverse Samisdat-Ausgaben publiziert, 2015 erschien eine Ausgabe zur Buchmesse in Frankfurt als Beilage der *Frankfurter Rundschau*. Seit 2012 wird zudem in Kooperation mit dem *Internationalen Literaturfestival Polip* in Prishtina/Kosovo und Jeton Neziraj eine englischsprachige Ausgabe produziert. Ein literarischer Brückenschlag wider jeglichen Nationalismen und Sprachgrenzen, der sich ästhetischen Schubladisierungen entzieht und nicht zuletzt das eigene literarische Feld und dessen Betriebsbedingungen, sowie ästhetische Mittäterschaften kritisch beleuchtet.

Aus diesen und vielen anderen Gründen ist die vorliegende Kooperation zwischen *ausreißer* und **Beton International** entstanden – Widerstand ist nur einer, wenn er hierarchisch gesetzte Grenzen zwischen Geographien und Menschen überwindet, Diskurse miteinander vertieft, Argumente und Strategien schärft, um sich autoritären Entwicklungen, neuen alten Nationalismen und Faschismen solidarisch entgegenzustellen.

Heuer widmet sich **Beton International** dem Konzept der *paralelní polis* – also der Etablierung paralleler gesellschaftlicher Strukturen innerhalb des herrschenden Systems, mit dem „Ziel einer kritischen, solidarischen und vor allem aktiven Zivilgesellschaft, die eigene Visionen formuliert und umsetzt“ – des tschechoslowakischen Philosophen Václav Benda, auf das sich der Dissident*innenkreis um den späteren Staatspräsidenten Václav Havel berief.

Oder, wie Pankaj Mishra angesichts der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten 2017 schrieb: „*the vital space where many, over the next four years, will find refuge from our age of anger, and learn to live in truth.*“

Ein Konzept, das durchaus kontrovers diskutiert werden kann und muss, eine Frage nach dem Vorhandensein von Nischen und deren Wirkungsmacht, nach der Notwendigkeit geschützter Räume und des Aufbaus paralleler Strukturen, sowohl auf institutioneller als auch künstlerisch-ästhetischer Ebene.

Alida Bremer schreibt in *Beton Interantional*: „*Es gibt eine merkwürdige Entwicklung in Kroatien: An den Rändern der Gesellschaft und der Geographie entstehen die wichtigsten Werke, die interessantesten Gedanken, die mutigsten Kritiken, aber in den Zentren werden sie von den Machthabern und vom mainstream vollständig ignoriert.*“

Eine Ignoranz, die längst ganz Europa erfasst hat. Eine Ignoranz, deren Folgen den gesamten Kontinent und jede*n seiner Bewohner*innen treffen. Eine Ignoranz, die vor jeder Haustür beginnt – aber auch enden kann.

Jenseits von unverbindlichen Netzwerken, die mehr den Vorteil des Einzelnen als die Stärkung aller zum Ziel haben, gilt es, solidarische Kollaborationen zu entwickeln und nicht über-, sondern miteinander zu schreiben, zu diskutieren, Seite an Seite und Blatt für Blatt, mit aller Konsequenz.

In Zeiten, in denen die Grenzen zwischen Arm und Reich, Drinnen und Draußen, Zentrum und Peripherie immer fataler gezogen werden, wird es ohne eine solche Solidarität nicht gehen. Denn *sie haben uns daran gewöhnt, die normalität des schreckens*. Dagegen gilt es, die Stimmen zu erheben.

Saša Ilić zitiert zum Abschluss seines *Briefs aus dem Novemberland* den französischen Politiker und Anarchisten Pierre-Joseph Proudhon: „*Wir werden im vollständigen Dunkel kämpfen. Wir müssen uns daran gewöhnen, dieses ohne allzu große Traurigkeit zu akzeptieren. Verlassen wir uns aufeinander und rufen wir uns gegenseitig in der Dunkelheit.*“

Wir werden nie aufhören zu rufen und einander zu antworten.



Am 6. November 2019 wird zusammen mit der *ausreißer*-Ausgabe das Literaturmagazin **Beton International** erstmals in Graz präsentiert. In der Reihe *FreiSchreiben* der Minoriten Graz in Kooperation mit der Kulturvermittlung Steiermark diskutieren Autor*innen und Herausgeber*innen beider Zeitungen sowie der Literaturzeitschrift *perspektive* über *Plattform und Polis. Literatur und Widerstand*.

Mit: Adam Borzič, Alida Bremer, Matteo Colombi, Saša Ilić, Evelyn Schalk, Silvia Stecher und einer Textbotschaft von Radka Denemarková

Titelsujet Beton International
März 2019: paralelní polis

sternlos, sprachlos

Aus dem Serbischen übersetzt von Silvia Stecher

Eines schwülen Nachmittags nach der Gruppentherapie führte mich Dr. Julius zu dem alten Brunnen, der mit einem Blechdeckel versehen und von zwei Seiten mit Vorhängeschlössern versperrt war. Er wirkte wie ein Sockel für eine Skulptur, die man vergessen hatte auszustellen. Das war einst das Herz des Spitals, sagte Dr. Julius, während wir auf den Platz zingingen. Es gab noch einen weiteren Brunnen, fügte er hinzu, dort drüben bei der Küche, der war aber nicht annähernd so wichtig wie dieser. Der alte Mann stieg die Stufe zum Brunnen hoch und lehnte sich gegen die Einfassung. Früher, sagte er, wenn die Brunnen nicht zu tief waren, haben die Leute darin gern ihr Spiegelbild betrachtet. Ja, das war möglich, wenn ein Brunnen kein Dach oder keinen Aufbau hatte. Und dieser Brunnen stand offen. Er war noch vor dem Krieg ausgehoben worden, doch im Lauf der Zeit sank sein Wasserspiegel, weshalb sich Dr. Julius' Vater Dezider eines Tages entschloss, Kuruc Ambros, den Brunnenbauer aus Mramorak, zu rufen, der imstande war, auch die tiefsten Brunnen zu senken. So wurde hier im Spätsommer 1933 ein Gerüst mit einer Seilwinde aufgestellt, mit dem sich die Brunnenbauer in den Schacht hinabließen, wo sie eine Konstruktion anbrachten, die die Mauer stützen sollte, während sie immer tiefer gruben, bis sie auf eine neue Wasserader stießen. Seine Mutter Flavijana, die ihn manchmal an den steinernen Brunnen mitnahm, hatte ihm erzählt, wie gerne sie es mochte, hier nachts mit Dezider zu stehen und dem Echo ihrer Stimmen zu lauschen, die ihnen in verwandelter Form aus dem Brunnen entgegenhallten. Es klang für sie wie eine neue Sprache, und sie fingen an, so zu sprechen, hier im Herzen der Spitalskaserne, deren wahres Wesen, das wussten sie, immer in ihr

schlummern würde. Und Dezider sagte, dass ihn das, was aus dem Brunnen hallte, am ehesten an die Sternensprache eines russischen Dichters erinnerte, den er in Prag gelesen hatte, zwischen zwei Vorlesungen über die Beziehung des Witzes zum Unbewussten. Für alles sollte man eine neue Sprache finden, rief er dann in die Tiefe hinein, von wo er sein Echo vernahm: *Sür falle mollte san eune neie frache sinden!* Flavijana lächelte verstohlen hinter vorgehaltener Hand. Etwas Ähnliches hatte sie in der Zeitschrift *Nemoguće – L'impossible* gelesen, die er ihr gegeben hatte, als sie das erste Mal bei ihm war. Die Texte waren in kyrillischer Schrift geschrieben, doch konnte sie die Worte mühelos lesen, da diese nicht einem der Worte glichen, die sie zuvor gehört oder gelesen hatte, sodass sie die Buchstaben ebenso wie die Worte neu lernte. Sie beugte sich über den Brunnenrand und begann zu sprechen: *Du sollst wissen, Julius, dass ich dich viele mehre hiere liere tidiere scheu ...* Von unten drang das Echo, das ihre Worte in Silben trennte und diese neu kombinierte, wie eine Chiffre, die sie gerade jemandem am anderen Ende des Brunnens gesandt hatten, in die Tiefe der Erde, wo, so glaubte sie, ihre Doppelgänger standen, die nur in dieser Sprache redeten. Daraufhin neigte sich Dezider über den Schacht und sagte chlebnikowisch: *Du sollst wissen, Flavijana, dass ich andernd flugend grubend fallend genossen freund.* Ist das ein Gedicht, Dezider?, fragte sie. Für mich? *Ja san ja sen je seni,* sollte dieser antworten, *jasan jasan jeseni.* Da tauchte aus dem Dunkel zunächst das weiße Kopf- und Brusttuch der Oberin Andrina Hlebec auf, die schließlich einige Meter vor ihnen stehen blieb, die Hände in die Hüften stemmte und Schwester Flavijana erbost zu sich rief: Statt die Kranken zu pflegen, vergeudest du deine Zeit an diesem Brunnen! Du weißt, ich könnte dich nach Stenjevac zurückschicken.

Am darauffolgenden Tag landete, wie eine Erwiderung auf ihr Spiel am Brunnen, auf dem höchsten Schornstein eines Pavillons im Spital von Kovin ein silbern-schwarzer Kranich. Flavijana erblickte ihn als Erste, als sie nach der Messe in Richtung Schneiderei eilte, wo sie mit der Ausbildung der Patientinnen fortfahren sollte. Der große Kranich glitt im Tiefflug vor ihr durch den Hof, um sich daraufhin über die Dächer zu erheben und elegant wie ein

Fürst auf dem Schornstein zu landen. Sie blieb für einen Augenblick stehen, erzählte mir Dr. Julius, der sich zum nächststehenden Gebäude umgedreht hatte, aus dem ein verwitterter Schornstein ragte, worauf sie eine stille Freude überkam, die sie mit Dezider teilen wollte.

Ihn sollte Flavijana in jenen Tagen allerdings nicht oft zu sehen bekommen, da sich Schwester Andrina Hlebec bereits bei Dr. Zahradka, dem Chef der geschlossenen Abteilung für Männer, und Dr. Radman, dem stellvertretenden Leiter, über das Verhalten von Dr. Dezider Julius beschwert hatte, der ihrer Schwester Flavijana, genau so sagte sie es, Flausen in den Kopf setzen würde. Beide Ärzte waren sich einig, dass mit dem Leiter des Spitals in letzter Zeit etwas nicht stimmte. Er war häufig abwesend, ging nicht zur Visite und kurz davor hatte der Diensthote auf seinem Tisch ein buntes Pamphlet entdeckt. Darin war eine Seite aufgeschlagen, die ein Bild von König Aleksandar zeigte, das mit eingeklebten Fetzen verunstaltet war, sodass sein Mund einer entblößten Vulva glich, während auf seiner Stirn ein weißes Fragezeichen prangte, gekrümmt wie eine Sichel. Im Spital wurde schon allseits darüber getuschelt und man wartete nur auf den Moment, da etwas gegen den Leiter unternommen würde. Und der Moment sollte bald eintreten, als eines Morgens die Brunnenkonstruktion einstürzte und den unglückseligen Brunnenbauer Kuruc Ambros halb unter sich begrub.

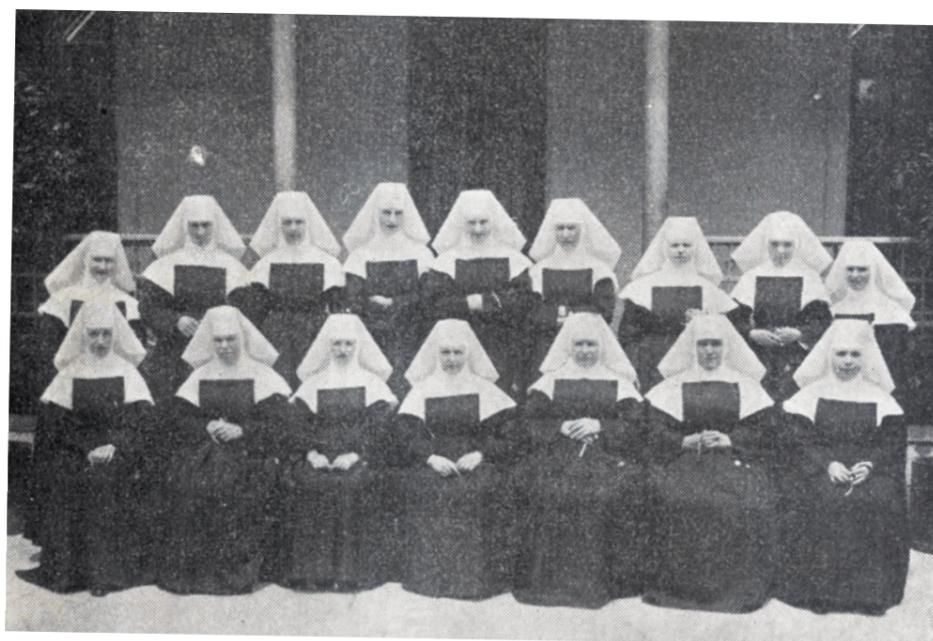
Dr. Julius führte mich daraufhin weiter zum westlichen Teil der Spitalsanlage, hinter die Pavillons und Nebengebäude. Hier, sagte er und zeigte mit der Hand auf eine Ruine, genau hier befand sich ein großer Stall für Pferde. Deren gab es insgesamt elf, ohne den unglückseligen Bandi mit einzurechnen, der in der Nacht unmittelbar vor Ankunft der Barmherzigen Schwestern in Kovin gestorben war. Die Pferde gehörten vornehmlich zu einer steirischen Rasse, die stämmig und kräftig war. Aus ihnen ragte ein Zweijähriger mit dem Namen Mars heraus, mit dem Dezider von Zeit zu Zeit nach Dunavac ritt, wenn er allein sein wollte. Zu manch später Stunde, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, dass Schwester Oberin Andrina fest schlief, und sie ihre Freundin Schwester Timina Černigoj gebeten hatte, sie zu decken, falls die alte Hexe aufwachen sollte, schlich sich Flavijana heimlich aus dem Schlafsaal. Dezider würde dann mit Mars auf sie beim alten Tor im nördlichen Teil der Anlage warten, das schon damals nicht genutzt wurde und das die Gebrüder Wolf, die einstigen Baumeis-

ter aus Temeschwar, für eine schnelle nächtliche Evakuierung des Jägerbataillons vorgesehen hatten. Dann ritten sie gemeinsam nach Dunavac und spazierten durch die Ortschaft, um schließlich am Ufer flussaufwärts zurückzukehren. Sie lagen im Sand und schauten auf den Mond, der groß über der Donau stand und dort in der Ferne beinahe die Spitze der Festung Smederevo berührte. Was sollen wir tun, Julius?, fragte Flavijana. Ich weiß es nicht, kam seine Antwort aus der sanften Dunkelheit, es wird uns schon was einfallen. Es wird immer schwieriger in Kovin, sagte sie, Schwester Hlebec spielt verrückt und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie mich aufdecken wird. Nicht nur in Kovin ist es schwierig, unterbrach sie Dezider und erzählte, dass er von seinem Bekannten Schwitters aus Hannover einen Brief bekommen hatte, in welchem dieser detailliert berichtete, wie man in Berlin mit den Büchern verfuhr.

Im Grunde nimmt alles seinen Anfang in den Bibliotheken, *il bene e il male*, sagte Dr. Julius zu mir, während er versuchte, einen entzweigebrochenen Ziegel, den er neben der Mauer aufgehoben

hatte, wieder zusammenzufügen. Dort, in Berlin, gab es einen jungen Bibliothekar namens Wolfgang Herrmann, der seine Karriere voranbringen wollte. Er nutzte die Machtergreifung der Nazis dazu, seine erste umfangreiche Bibliografie zu erstellen, die er „Schwarze Liste“ nannte und mit der er sich aufseiten der Nazi-Aktion stellte, die sich gegen alles richtete, was nicht dem „deutschen Geist“ entsprach. Was aber sollte das denn heißen, deutscher Geist,

fragte sich sein Vater Dezider in jener Nacht zu Dunavac, wenn nicht Schwitters. Sein *Merzbau* würde alles überdauern, was sich die verblödeten Masse in ihren braunen Hemden vorstellen konnte, sogar den Scheiterhaufen, den sie am Bebelplatz entfacht hatte. An jenem Tag im Mai verbrannten vom Nationalsozialismus begeisterte Studenten ebendas, was sie in ihren Aprilthesen als *jüdischen Intellektualismus, liberale Verfallserscheinungen* und *entartete Kunst* bezeichnet hatten. Dezider erschauerte bei dem Gedanken, wie schnell sich solche Ideen über Europa verbreiten konnten. Rasch nahm er Flavijana in den Arm und drückte sie an seine Brust. Der Mond über ihnen wurde voller und ließ sie in dem Glauben, sie befänden sich immer noch an einem sicheren Ort, weit weg von den Tentakeln des nationalsozialistischen Kraken. Dass man allerdings seine private Bibliothek durchstöbert hatte, sollte ihm eine Warnung sein, kam es Dezider in den Sinn, vielleicht war hier doch nicht alles ganz so sicher. Das also geht vor sich, resümierte



Nonnen in Kovin, 1930.

er düster und fügte hinzu, dass sein steirischer Hengst Mars mit Sicherheit mehr im Hirn habe als dieser Bibliothekar Herrmann. Jenem würde es niemals einfallen, so etwas zu tun, selbst nicht unter Androhung der Peitsche.

Das war jedoch weder das erste noch das letzte Mal in der Geschichte, *amico mio*, sagte Dr. Julius und setzte sein Spiel mit den Ziegelsteinen in der Hand fort, dass sich ein *cavallo* als klüger erwies denn ein Bibliothekar, Minister oder Kanzler. Das Schlimmste von alledem ist, dass Menschen, die solche Leute unterstützen, glauben, sie seien viel klüger als ein Pferd, wogegen es in Wirklichkeit umgekehrt ist. Hätte Milošević vom Gestüt in Ljubičevo mehr gesunden Pferdeverstand mitgebracht, wäre es ihm bestimmt nicht passiert, ein Land, das er, Dr. Julius, als das seine bezeichnete, in einen Schlachthof zu verwandeln. Pferden fiel nicht im Traum ein, so etwas zu tun. Ebenso hätte sich auch sein ehemaliger Freund Dr. Kokot nicht angemaßt, der Frau des Präsidenten eine Liste mit den Namen von unerwünschten Ärzten zu schicken, die daraufhin entlassen wurden, weil sie nicht auf serbischer Linie waren. Dasselbe geschah im Fernsehen, im Radio, vor Gericht, in den Bibliotheken, Schulen, Banken, bei der Bahn, in Kulturzentren und Lebensmittelläden. All dem lagen Listen zugrunde, auf den Bibliografien der Unerwünschten beruhte der Aufstieg der Emporkömmlinge. So erhielt Dr. Kokot zunächst sein Büro, wurde daraufhin Stationsleiter und wechselte anschließend ins Gesundheitsministerium. Wie Dr. Julius später zu Ohren kam, landete er schließlich in der Diplomatie, als Konsul in Paris. Welch schöner Weg für einen Doktor, der dachte, dass er um vieles klüger sei als ein steirisches Pferd, sagte Dr. Julius und lächelte ironisch, nur der Preis dafür war hoch und bemaß sich häufig in Menschenleben. Doch kommt in einer Gesellschaft die Säuberungswut auf, krähen solche Typen als Erste los und stimmen ihren Weckruf an. Er, Dr. Julius, arbeitete dagegen noch immer wie ein Pferd in der Anstalt und schleppte Müllsäcke zum Container. Aber noch immer dachte er nicht, dass er um einen Deut besser sei als Pferde wie Bandi oder Mars. Nicht grundlos hatte Dr. Basaglia gerade ein blaues Pferd als Symbol für seine antipsychiatrische Bewegung in Italien gewählt. Und er, Dr. Julius, hatte gelernt, Pferde für all das wertzuschätzen, was sie ausmachte. Jene Menschen hingegen, die ihn umgaben, bevor es ihn hierher verschlug, hatten aufgehört, in Fleiß, Geduld oder Verstand etwas Gutes zu sehen, und waren nicht mehr bereit, aus Liebe und Loyalität alles aufzugeben. Im Gegenteil, in dieser Gesellschaft hüteten nur Pferde solche Eigenschaften, wohingegen sich die Menschen anderen Werten zuneigten. Auch Jugoslawien wurde zuerst von den politisch Unerwünschten gesäubert, dann fing man an, die Sprache zu reinigen, genau so, wie es jene deutschen Studenten mit Vehemenz in ihren Aprilthesen vertreten hatten. Wenn er den Müll aus der Anstalt brachte, fand Dr. Julius neben den Containern häufig Zeitungen, in denen stand, dass die Machthaber anfangen, sich um die Rein-

heit der Sprache zu sorgen. Auch das hatte in den Bibliotheken begonnen, als Kindernachmittag. Er hatte die Fotos gesehen, auf denen sich Schauspieler, die er aus seriösen Filmen kannte, zusammen mit Kindern und Wörterbüchern ablichten ließen. Gibt es ein größeres Oxymoron als Kind und Wörterbuch? Ein Kind ist ein Wörterbuch für sich allein und seine Sprache ein Kosmos, der unser Leben neu gestalten wird, so wie die Sprache des Dichters Chlebnikow die Welt des alten Europas verändert hat. Ein Kind mit einem Wörterbuch zu fotografieren, ist das Gleiche, wie es neben einem Sarg abzubilden. *Giocare con la morte!* Noch zynischer wirkten diese Szenen durch die lachenden Gesichter von Schauspielern und Ministern, die sich über ihren Beschluss freuen, Kinder auf den rechten Weg eines Leichenbeschauers zu führen. Dr. Julius' Mutter hatte das Wort *žarulja* genauso verwendet wie *lampadina*, sein Vater wusste *sijalica* zu sagen und *lampa*, aber auch *izzólampa* und *Glühbirne*. Sprache nur auf *sijalica* oder *žarulja* zu reduzieren, ist das Gleiche, wie hinter das geistige Niveau eines steirischen Pferdes zurückzufallen. Mars aber war ein kluges Pferd, ruhig starrte er in das allmählich erlöschende Glühen des Mondes und wartete auf Dezider und Flavijana, die vor dem Morgengrauen zurück ins Spital reiten würden. Dort brannten noch immer die Lichter vor dem Tor, während die ersten Lampen in den Pavillons und am Türstock des Stalls zu flackern begannen.



Ausschnitt aus dem Roman „*Pas i kontrabas*“, Orfelin, Novi Sad 2019.

Der serbische Originaltext ist online abrufbar auf: <http://ausreisser.mur.at/online>

Abb. aus: *Spomenica o desetogodišnjici Državne bolnice za duševne bolesti u Kovinu 1924-1934*, Štamparija R. Oblajter, Kovin 1934.

gegen kultur stand *oder* die kunst des label links

literatur als wider stand. literatur im wider stand. literatur über wider stand. literatur für den wider stand.
literatur gegen wider stände. wider stände gegen literatur. wider stand für literatur. wider stand über literatur.
wider stand in literatur. wider stand als literatur.

welche literatur?

avant stand arte

in ihrer auffächerung öffnen die begriffe *widerstand* und *literatur* ein ganzes arsenal von bezüglichen aufeinander, etwa von der bürgerlichen widerstandsdebatte des 19. jahrhunderts über die romantische idee eines poetischen gegenentwurfs zur realität hin zum konflikt zwischen einer *poésie pure* und *poésie engagée* und dem versuch seiner auflösung, zur gebrauchswertdebatte von literatur 1968 und zurück in die zukunft zum impetus der avantgarden und der späteren aneignung der metaphorik rund um diesen begriff. er diene der auslotung einer randposition im kulturellen feld, von wo aus dieses einer (selbst) beobachtung und -analyse unterzogen werden kann:

„das springen zwischen standorten und beschleunigungen hat eine form *avantgardistischer identität* zur folge, die sich nicht unter etablierten wiedererkennungsmustern subsumieren lässt, sondern fluktuiert. verortbar zu sein stellt für avantgarden eine systemische bedrohung dar, was [ihre] unattraktivität für vermarktbares kulturschaffen wesentlich zur folge hat [...] verortbarkeit ist daher funktions-

voraussetzung für kanonisierte experimentpositionen, die nur so (unter förderbedingungen) adressierbar bzw. (als event) identifizierbar gemacht werden können [...]“ (1)

label der vielen

beobachtbar ist aktuell: verortbares und damit vermarktbares kulturschaffen bedient sich des politischen engagements häufig auf eine weise, in der letzteres ersteres befördert, und tut dies von moralischer und zu selten von analytischer ebene aus. schließt sich beispielsweise wie heuer das gros des kulturbetriebs zusammen, um gegen rechtsextremismus und rechtspopulismus aufzutreten, wirkt das nach der medialen lancierung bald wie eine interessenvertretung oder werbeplattform, bei der der „widerstand unter glitzernde rettungsdecken“ (2) gekrochen ist. eingekuschelt in den herdenschutz erklärten sich kulturschaffende im gefolge einer in berlin begründeten plattform zu den „vielen in der republik österreich“ (3), die sich „für vielfalt und freiheit der kunst“ aussprechen – und zwar zuerst exklusiv die zur unterzeichnung geladenen organisationen und personen, bevor man das netzwerk bei einer pressekonferenz vorstellte.

widerstand wird über eine abgemilderte form von *anstand* als etikett rekuperierte: „widerstand? gemeinsame kulturinitiative

(1) ralf b. korte: handout aktion solitude, in: perspektive - hefte für zeitgenössische literatur 37 + 38 (1999), 7

(2) colette m. schmidt: „widerstand unter glitzernden rettungsdecken“, der standard, online, 27. 1. 2019

(3) <https://dievielen.at>

für ein mindestmaß an anstand!“ (4) welches label es sein mag, es wirft fragen auf: wie organisiert und repräsentiert sich eine im kulturbetrieb versammelte zivilgesellschaft mit dem anspruch, eine „vernetzung im sinne einer solidarisation“ zu bieten? ist widerstand ein deklarativer akt in listenform? soll er nach allen regeln der kunst verpackt werden, um wirksam zu werden? und reicht es, sich gegen politische verhältnisse zu stellen, wenn die bedingungen des eigenen feldes nicht mitreflektiert werden?

während in autoritären systemen namenslisten, auf die menschen gesetzt werden, die grundlage für denunzierung, bespitzelung, ausschluss, inhaftierung, ermordung bilden, sind unterschriftenlisten, auf die sich menschen selbst setzen, ein direkt-demokratisches mittel, sie ermöglichen volksbegehren, bürgerinitiativen oder petitionen, dienen aber auch außerhalb der einbringung in politischen gremien als massen-mittel des politischen statements. im gegensatz zu *repressiven* verzeichnissen sind sie *produktive* verzeichnisse, vorderhand der produktion eines bekenntnisses. sie schaffen eine positive grundlage, eine politisch strukturierte öffentlichkeit, über die statt des ausschlusses der verzeichneten deren zu(sammen)gehörigkeit formiert wird – bei zugleich implizitem ausschluss der nicht verzeichneten.

die „erklärung der vielen“ listet eine reihe von punkten auf, die allesamt unterstützenswert sind, dennoch bleibt das signal: der kulturbetrieb solidarisiert sich zuvorderst mit sich selbst unter einer durchdesignten dachmarke, will „nach außen glänzen, nach innen vernetzen“ – womit die vernetzungsarbeit betont wird, die bisweilen die inhaltliche im kulturbereich ohnehin ablöst. jene, denen dieser betrieb abgehoben erscheint, müssen sich bestätigt fühlen. die „privilegien“, die entsprechend dem slogan „solidarität statt privilegien“ durch ersterers ersetzt werden sollen (welche und wessen privilegien genau?), schimmern durch die plattform auf glanzpapier hindurch. innerhalb der kapitalistischen verwertungslogik konnte nun eine kulturinstitution aus einer unterschift, mit der man bei geringem aufwand – zumindest solange produktive listen nicht in repressive verkehrt werden – wenig bis nichts aufspiel setzt, zudem symbolisches kapital generieren: sätze wie „auch wir sind unter den erstunterzeichnern der vielen“ fanden eingang in ankündigungstexte für veranstaltungen und transportieren ebene jene privilegien, die man zwar bekenntnishaft abschaffen will, tatsächlich aber ein stück weiter absichert.

statt eines slogans „glänzen statt grenzen“ wäre für einen ernsthaften kampf gegen den rechtsruck eine debatte darüber vonnöten, was passiert, wenn er in seiner identifizierbaren form

zurückgedrängt, rechte politik aber unter anderem label bleibt, oder warum es einander ähnlicher werdende transnationale, kosmopolitische eliten gibt, die eine sozial geschlossene gruppe bilden und andere milieus gar nicht mehr wahrnehmen (5), also geografische grenzen mühelos überschreiten, soziale aber kaum. statt sozioökonomische probleme mit den mitteln der kultur zu analysieren, werden diese als kulturelle probleme verkannt.

größtes wir auf kleinstem nenner

diese einwände sind randnotizen – für die angesichts unmittelbarer bedrohungen oft kein platz bleibt und durch die verschärfungen in der trennlogik von *innen* und *außen*, *wir* und *die anderen* eintreten. wo ein innen und ein außen benannt wird, stellt sich unweigerlich die frage, wer drinnen ist und wer draußen. politischer druck befördert eine zunehmende innen/außen-polarisierung und verdrängt differenziertere positionen, die sich dieser identitätslogik zu entziehen suchen. dann geht es um die findung des einfachstmöglichen *wir*, um die verteidigung des kleinsten gemeinsamen nenners. etwa wenn der druck von rechts auf nicht konforme medien steigt, kritische fragen suspendiert werden. jede zeit erfordert andere mittel für die gleiche position: je stärker angriffe auf kultur und medien werden, desto schwieriger gestaltet sich eine kritik am gebaren ihrer vertreter*innen. zumal kulturorganisationen durch die ausschreibungs- und förderstruktur in einen wettbewerb zueinander gebracht werden (6), in dem sie aufgrund ihrer häufig prekären lage die regeln eines freien marktes widerstandslos adaptieren. die dann stattfindenden akte der solidarisation lassen die analyse gesellschaftlicher widersprüche zugunsten von kultur als einrichtung weg und die chance ungenutzt, das wettbewerbsprinzip selbst infrage zu stellen.

akte der solidarisation werden auch durch attacken auf einzelpersonen hervorgerufen. was bleibt für eine möglichkeit, als sich hinter und an die seite von medial präsenten autor*innen oder aktiv*innen zu stellen, die nicht etwa inhaltlich-argumentativ oder in bezug auf die mechanismen kritisiert werden, die eine position in diesem feld überhaupt erst ermöglichen, sondern zum beispiel frauen in bezug auf ihren körper, der als bildspender missbraucht wird. das ziel solcher populistischen und polemischen strategien, zu emotionalisieren, zu reduzieren und den diskurs zu ersticken, wird durch die als solidarisch verstandene ausschaltung der binnenkritik über umwegen schließlich dennoch erreicht.

dann bleibt alles wider. alles stand. wieder. still? 

(4) <https://esel.at/termin/101480/pressekonferenz-die-vielen>

(5) elke buhr: lebenslügen. interview mit cornelia koppetsch über ihre studie „die gesellschaft des zorns. rechtspopulismus im globalen zeitalter“, transcript 2019. in: monopol – magazin für kunst und leben 9 (2019)

(6) lidija krienzer-radovjević: die administration des klassenkampfes. <https://tatsachen.at>

geranien und andere blumen

1. Im Theaterstück der Belgrader Autorin Iva Brdar „Geranien werden alles überleben“ taucht in einer Szene ein Mann auf, der in einem heruntergekommenen Hochhaus seine Wohnung mit Messing und Marmor ausgestattet hat, an den Decken aufwendige Stuckarbeiten, auf dem Boden weiche Teppiche. Damit die Wohnung größer wird als die anderen Wohnungen in diesem Hochhaus, hat der Mann sie um den einst gemeinsamen Wäscheraum und um eine weitere Wohnung, die er nach dem Tod einer alten Frau günstig gekauft hat, erweitert – zum Glück konnte man die Trennwände entfernen, da es keine tragenden Wände waren, so erklärte er es der Nachbarin, die in einer viel bescheideneren Wohnung einige Etagen höher lebt.

Das Hochhaus befindet sich am Rande der Stadt, in der Nähe des Flughafens, und es wurde in jenen besseren Zeiten erbaut, als man noch an die Zukunft glaubte. Für die Beschreibung dieses Mannes und seiner Wohnung benötigt die Autorin nur einige Zeilen in einer kargen, knappen Sprache, aber aus ihnen spricht das ganze Elend des heutigen Serbiens. Die Nachbarin wundert sich, warum „ein Mann wie Sie“ noch in diesem schäbigen Hochhaus lebt, da er sich bestimmt etwas Besseres leisten könnte, aber er erklärt ihr, dass er sentimental mit diesem Hochhaus verbunden sei.

Im Messing und im Marmor seiner Wohnung spiegelt sich die traurige Bilanz der serbischen Wende: Der kleinbürgerliche Kitsch mit der hohlen Symbolik eines fragwürdigen Wohlstands wird zum Sinnbild des geistigen Zustands einer ganzen Epoche. Während der erfolgreiche Nachbar überlegt, wie er eine weitere Wohnung dazu kaufen könnte, wird eine junge Frau sexuell belästigt und stirbt, ein junger Mann wird verrückt, es fliegen Flugzeuge

über das Hochhaus und bringen verzweifelte Menschen fort aus dem verwahrlosten Land. Am Ende scheinen nur die Geranien zu überleben – die widerstandsfähigen, aber übelriechenden Blumen der Armen.

Für ihr Stück wurde die Autorin mit dem Preis der Heartefact Stiftung für das beste engagierte Theaterstück des Jahres 2019 in Südosteuropa ausgezeichnet.

2. Eine nachhaltige Diskussion über Literatur und politisches Engagement wurde in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in Südosteuropa von Miroslav Krleža vorangetrieben. Krleža – ein pessimistischer, wortgewaltiger und bisweilen misanthropischer Autor, ein Linker, der die Klein- und Großbürger aus seiner Umgebung besser kannte als irgendein anderer – glaubte, dass jede wahre Literatur der *conditio humana* verpflichtet sein müsse. Und der Schönheit – er schrieb eindringlich von der metaphysischen Schönheit der Kunst.

Auch heute noch lohnt es sich, seine polemischen Texte zu lesen, denn sie kreisen um die immer aktuelle Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Ästhetischen und dem Politischen. Ich glaube, dass das Stück von Iva Brdar ihm gefallen, und dass es seine Kriterien für engagierte Literatur erfüllen würde.

Seine Haltung brachte ihm einen lang andauernden Streit mit anderen linksgesinnten Intellektuellen jener Zeit ein, die ihn beschuldigten, eine bürgerliche und somit reaktionäre Ästhetik zu befürworten, doch er blieb in seinen leidenschaftlichen Plädoyers für die Freiheit der Kunst unnachgiebig – auch dann, als ihn der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Jugoslawiens und der spätere Präsident des Landes Josip Broz Tito höchstpersönlich wegen dieser Haltung kritisierte. Einen krönenden Abschluss fand diese Diskussion im Jahr 1952, als Krleža seine berühmte Rede auf dem Schriftstellerkongress Jugoslawiens hielt, die nach allgemeiner Auffassung die jugoslawischen Literaturen und Künste vor der normativen Poetik des Sozialismus bewahrt hat. Nach mehr als zwanzig Jahren setzte sich bei diesem Kongress seine Überzeugung durch, dass das Engagement in der Literatur nur dann wirkungs-

voll sei, wenn zuerst das Künstlerische überzeuge. Nur dann, wenn es sich um wahre Kunst handele, offenbare sich die politische Botschaft, und dies geschehe auf einer ganz anderen Ebene, als die Parteiprogramme es von den Künstlern verlangten.

In seinem Werk verwendet Krleža häufig das Mittel der Ironie, die allzu eindeutige Botschaften in ambivalente Aussagen und Bilder verwandelt. In seinem Gedicht „Auch bei den Blumen gibt es keine Gerechtigkeit“ beneidet der Wegerich das Veilchen, weil es viel besser rieche, und er beklagt sich ob der Ungerechtigkeit, die ihm und ähnlichen Unkrautarten angetan werde: Während ihn irgendwo in einem Feld jederzeit ein stinkender Kuhfladen treffen könne, duften die Rosen in geschützten Gärten vor sich hin und ähneln dabei vornehmen Admirälen. Auch wenn das ganze Gedicht von der sozialen Ungleichheit der Blumen spricht, ist es bar jeder selbstgefälligen Verbitterung – ganz im Gegenteil, der arme stinkende Wegerich, der eigentlich zu Recht seine niedrige Stellung beklagt, wirkt zugleich doch ein wenig lächerlich, als stünde ein etwas tölpelhafter Bauernjunge vor einer vornehmen Herrschaft aus der Stadt.

3. Die Diskussion, die in Deutschland um das Gedicht *avenidas* von Eugen Gomringer geführt wurde, drehte sich nicht um die Frage des Engagements der Literatur, sondern um die Frage des Rechts der LeserInnen auf eine Interpretation, die politischer Natur ist, eigentlich auf das Recht der LeserInnen auf Engagement.

Eines der wichtigsten Argumente, mit dem den LeserInnen dieses Recht abgesprochen wurde, war die für sakrosankt erklärte Person des Künstlers bzw. die für heilig erklärte Freiheit der Kunst. Die Kunst, so diese Behauptungen, sei über jede Kritik ihrer Bedeutung erhaben. Wenn ein Werk ästhetisch gefällt, dann sei es egal, welche Botschaft damit verbunden sei. Auch wenn sich jemand beim Lesen unwohl fühle und die Zeilen des Gedichts als sexistisch deute, dürfe er oder sie dieses Gefühl nicht vortragen, da man damit die Kunst einschränke und auf nur einen Aspekt der Bedeutung reduziere. Wenn jemand dieses Gedicht als sexistisch lese, dann verstehe er oder sie die Funktion der Kunst falsch. Die Kunst sei dafür da, sich jede Freiheit zu erlauben, auch jene, sexistisch zu sein. Die RezipientInnen, die sich von einem Gedicht unangenehm angesprochen fühlen, müssen dieses Gedicht dennoch aushalten, denn die wahre Kunst sei ein Produkt der künstlerischen Genialität und damit über jede Kritik erhaben.

Diese Argumentation stellt eine Umkehrung der These über die Freiheit der Kunst dar, wie sie von Krleža vertreten wurde. Während er kein Außendiktat für die Inhalte der Kunst dulden wollte, wird in dieser Argumentation nicht geduldet, dass Kunst frei interpretiert wird. Krleža verlangt, dass der engagierte Künstler zuerst ein ästhetisch hochwertiges Werk schaffen müsse, wenn er wolle, dass man sein politisches Engagement ernst nimmt. Die Verteidiger von Gomringers Gedicht behaupten, dass das Werk einen hohen Wert

an sich habe, den man nicht hinterfragen dürfe, und dass jedes politische Engagement, das diesen Wert in Frage stellt, nicht zulässig sei.

Als ich die Debatte um den *admirador*, der mit seinen Augen wahllos die Straßen, die Blumen und die Frauen bewundert, etwas genauer untersuchen wollte, konnte ich im Internet kaum einen Text finden, der sich auf die Seite der Schülerinnen der Alice-Salomon-Hochschule geschlagen hätte, so dass man eigentlich nicht von einer Debatte sprechen kann. Auf der einen Seite stand in dieser Auseinandersetzung die Schule, die mit hasserfüllten Botschaften überschüttet wurde, auf der anderen Seite eine aufgebrachte und empörte Öffentlichkeit, die darum wetteiferte, wer im Namen der Autonomie der Kunst den Studentinnen das Recht auf ihre Interpretation in der härtesten Form abzusprechen vermochte. Autorinnen und Autoren von Zeitungsartikeln und diverser Online- und Blogbeiträge überschlugen sich unisono in der Verteidigung der künstlerischen Freiheit vor einer angeblich übermächtigen feministischen politischen Korrektheit. Die Vehemenz, mit der in diesem Fall der Feminismus im Namen der Kunst angeprangert und verteufelt wurde, erschreckte mich.

4. Krleža behauptet, dass politische Botschaften in schlecht geschriebenen Texten wertlos seien. Die Verteidiger Gomringers behaupten, dass politische Lesarten eines gut geschriebenen Textes unzulässig seien. Sowohl Krleža wie auch Gomringer und seine Befürworter berufen sich auf die Freiheit der Kunst. Krleža behauptet, die Kunst sei wichtiger als die politischen Ansichten des Künstlers. Die Rezipienten werden diese nur dann beachten, wenn sie in einem gelungenen Kunstwerk vorgebracht wurden. Gomringers Befürworter behaupten, die Kunst sei wichtiger als die politischen Ansichten der Rezipienten. Ob die Rezipienten die Ansichten des Künstlers akzeptieren, sei unerheblich.

5. Blumen blühen überall. Aber auch bei ihnen gibt es keine Gerechtigkeit. Einige sind wohlriechender als andere. Einige erinnern in ihrer Schönheit den einen oder anderen *admirador* an Frauen. Nur die Geranien überleben alles.

der sanfte novembergott

Aus dem Tschechischen übersetzt von Martina Lisa

Mein sanfter Novembergott

Wie zart diese blasse Sonne heute auf den Häusern sitzt,
wie eine Oblate, Hostie, umkränzt von der Linie hellblauer,
du würdest sagen ätherischer, engelsgleicher Wolken –
das Leben plötzlich bereit, sich mit dem Gebet zu verloben.

Doch hier liegt er nicht, mein blauer gelber Novembergott,
dessen Augen mich anzinkern von gebückten Rücken
der Rentnerin, die vom Einkauf zurückkehrt.

Denn Gott ist voll der Schmerzen, seine Gelenke knacksen,
sodass ihn die Sonne geruhsam nur streichelt.

Mein sanfter Novembergott dreht sich gegen den Wind,
oder pinkelt heimlich auf Glasbruch im windgeschützten Hof.
Meinen sanften Novembergott quälen Miete und Rheuma,
mein sanfter Novembergott ist immer in allem so schrecklich allein,
nur manchmal pustet wer auf seine Wehwehchen. Dann träumt er
und erinnert sich für einen Augenblick an die goldenen Zeiten,
als die Gebirge vor ihm erbebten
und das Wasser zurückwich im Staunen.

Můj něžný listopadový Bůh

Jak jemně to bledé slunce sedí dnes na domech,
jak oplatka, hostie a kolem linka světle modrých mraků,
řekl bys éterických, andělských –
život náhle přichystán na zasnuby s modlitbou.

Zde ale nespočívá můj modrý žlutý listopadový Bůh,
jehož oči na mě pomrkávají ze sehnutých zad
důchodkyně, která jde právě z nákupu.
Je totiž bolestivý Bůh a praská mu v kloubech.
A tak ho slunce jen pokojně hladí.

Můj něžný listopadový Bůh se otáčí proti větru,
nebo tajně močí na rozbité sklo na dvorku v závětrí.
Mého něžného listopadového Boha trápí čínže i revma,
můj listopadový Bůh je na všechno strašně sám,
ale občas ho někdo pofouká. To se pak zasní,
a na okamžik si vzpomene na zlaté časy,
kdy hory se před ním chvěly
a vody ustupovaly v úžasu.

Wiener Wunder

für Michal Habaj

Siehe, die LEERE, die Leinwand,
leg die Hand darauf, durchwühl,
durchfahr, fühl das Gewicht,
sie zittert, zittert und stöhnt,
klagt, schlägt wie eine spitze Welle
gegen das Eisen der Schiffe am Ufer
der Donau, siehe, sie umschlingt dich,
lässt dich los und öffnet dich
Lass fallen die Zügel, lass frei das Gespann,
dass sie donnert und weht und atmet,
gähnt, lechzt und pfeift, diese
LEERE, hier inmitten der Brust,
in diesem Wien, das dich betrat
und dich völlig durchwuchs
mit seinem goldenen Geäder,
bis du ein laubiger Baum wardst,
halb fröhlich, halb schmerzvoll Nein,
das soll keine Stadt des Todes sein,
kein Kummer, kein Hain massiver Urnen,
nein, dieser Augenblick des Nichtseins
ist anders, gekrönt von der Herrlichkeit
des Himmels segelt, steigt er herab
wie ein Adler bei grollender Orgel Oder
anders, in diesem Riss, als das Gedicht
sich zu nahen versuchte (ach, wie du wolltest,
wie sehr du wolltest, dass seinem schmalen Haupt
Pfauenfedern entsprossen, als es schlendernd
näherkam), und in diesem Augenblick,
klopfte an dein Knie, es war eher ein Hörnchen,
denn so mächtig war das Klopfen, ein kleines
arabisches Mädchen und stieß auf Wiener Art
tschüss hervor, und du hast in seinem Lachen
Schwalben gelesen, zur geröteten
Dämmerung strömend, eine riesige Hoffnung,
und die verschluckte Schiffe und Dom,
umschlang dich, die Stadt, und dann ...

Die Raben über den Köpfen
krächzten ihre fünfundzwanzig Wörter,
zwei Chinesen in grauen Gewändern
küssten sich auf der Glasterrasse,
und drüben drehte sich selbst
die Moschee im Gemeindebau um,
als die Frau mit sattroten Lippen

Vídeňské zázraky

Michalovi Habajovi

Hleď Prázdno, plátno,
polož na něj ruku, zašátrej,
prostrč ho, potěžkej,
chvěje se, chvěje, sténá,
naříká jak špičatá vlna narážející
do lodního železa u břehu
Dunaje, hleď, jaké je, svírá tě
a pak hned pustí, otevře
Povol, povol, pušť spřežení,
ať zaduní, ať duje, ať dýchá,
zívá, lační, ať hvízdá, to
Prázdno, tady uprostřed hrudi,
ve Vídni, která si do tebe vlezla
a celičkého tě prorostla
svým zlatým žilkovím,
až je z tebe strom košatý,
napůl radostný, napůl bolestný Ne,
nemá to být město smrti,
žádné žaly, ani masivní urny,
ne, tenhle okamžik nebytí
je jiný, korunován slávou nebes
snáší se, sestupuje jak orlice
za zvuků hřímajících varhan A nebo
jinak, v té trhlině, když se báseň
pokoušela přijít (ach, jak si chtěl,
jak moc jsi chtěl, aby jí z útlé hlavy
sršela paví péra, když loudavě
přicházela), v tom okamžiku,
ti do kolena, spíš do kolínka,
takovou moc měla, ťukla
arabská holčička a po vídeňsku vyhrkla
tschüss a tys v jejím smíchu
vyčetl vlaštovky mířící
k červánkům, obrovskou naději,
která spolkla lodě i Dóm,
objala tebe, město a pak...

eine Zornträne vergoss, und ihr Mann
sperrangelweit blieb Dieser schläfrige laue
Abend der Stadt vor der Wahl, zwei Männer,
einer, im glänzenden schwarzen Etwas,
wedelt mit einem gelben Band, der andere,
mit Zopferl, bemüht sich, mit der Stimme
diese weiche Leere zu brechen, und keiner
der beiden ahnt, ein Märtyrer
meines Gedichts zu sein

Die Sonne steht schon tief, trägt
zarte Spinnenzüge, leicht trunken
vom Tag stirbt sie dieses Mal bald
und ersteht vielleicht morgen von den Toten
Natürlich bringe ich Blumen vorbei,
nachts vor der Dämmerung, das riet man mir
in der geblendeten, kreisgeschnittenen Bank,
in der Sonnenstille wurde ich schön,
rief sie mir zu, und unter ihrer Fassade
las ich ihre Sehnsucht, dass Maria Theresia
über ihr in die Hocke gehen,
die hundert kaiserlichen Röcke heben
und ihr auf den Kopf pinkeln möge,
das sind mir Träume einer psychoanalytischen Stadt,
macht nichts, das Leben kann so schrecklich
glücklich sein zu jeder Zeit, auch heute,
da die WELT ihre faschistische Retroplatte
abspielt Dennoch leuchten drei Tücher rot, weiß, schwarz
durch die Straße, und drei muslimische Mädchen
schwätzen um ihr Leben, und aus ihrer Lebendigkeit
lacht selbst der Gehsteig verjüngt
Heute lieben sich in Wien
Leben und Leben nämlich ungehemmt

(Ich bin nichts als dieses Leben)

Havrani nad hlavou
krákorali svých dvacet pět slov,
dva Číňani v šedivých šatech
na skleněné terase se políbili
a zatím naproti i sídlištní
mešita se otočila, když ženě
sytě rudých rtů ukápla
slza hněvu a její muž zůstal
dokořán To ten ospalý teplý večer
v předvolebním městě, dva muži,
jeden v lesklém černém čemsi
mává žlutým páskem a druhý
s copánkem snaží se hlasem zlomit
to měkké prázdno a ani jeden netuší,
že se z nich právě stali
světci mé básně

Slunce už je nízko, má jemné
rysy, pavoučí, mírně opojené
dnem protentokrát brzy umře
a zítra možná z mrtvých vstane
To se ví, že mu přinesu květiny,
v noci před svítáním, poradila mi to
oslněná vykroužená banka
slunečním tichem jsem zkrásněla,
volá na mě, a já čtu pod její fasádou
touhu, aby si nad ní dřepla
císařovna Marie Terézie
vykasala si sto svých sukni
a vyčůrala se jí na hlavu,
to jsou mi sny psychoanalytického
města, nevdí, život umí být strašně
šťastný kdykoli, dokonce i dnes,
kdy Svět přehrává fašistické
retro I tak tři šátky, rudý, bílý, černý,
svítí ulicí, tři muslimské holky
šprechtí o život a z jejich
živosti i chodník se mladě směje
Dnes ve Vídni totiž
život se životem se miluje bez zábran

(Nejsem než ten život)

Mein Volk

Das Volk ist eine große Sonne
Pablo Neruda

Ich rief (in den Bereich des nächtlichen Traums):
Du hasst Ausländer
Liebst keine Verse
Du bist nicht mein Volk

Doch mein Volk schwieg,
Denn es liest keine Verse.

Ich sagte (im selben Traum):
Du lügst dir in die Tasche
Bestehst nicht vor wahren Tyrannen
Unterdrückst die, die schwächer sind als du

Doch mein Volk schwieg,
Denn es hört keine Poesie.

Ich sagte (in den Blasenbalg der Nacht):
Dein Blick ist ein blinder Pfau
Deine Angst macht dich zu einem
Zerrupften Löwen

Doch mein Volk schwieg,
Denn es kennt diese Sprache nicht.

Ich sagte (es dämmerte fast):
Die Geschichte ist jetzt
Harter Stein und weiches Blut
Was machst du damit?

Statt der Antwort
Verlachten mich nur die Vögel aus Blech
Und flüsternten in den Wind
Es gibt kein Volk
Es gibt keinen Dichter
Es gibt nichts

Und dann weckte mich
Jemandes Schreien

Můj lid

Lid je velké slunce
Pablo Neruda

Řekl jsem (do prostranství nočního snu):
Nenávidíš cizince
Nemiluješ verše
Nejsi můj lid

Ale můj lid neodpovídal,
Protože nečte verše.

Řekl jsem (v tomtéž snu):
Lžeš si do kapsy
Neumíš se bránit před pravými tyrany
A utiskuješ slabší, než jsi ty sám

Ale můj lid nic neřekl,
Protože neslyší poezii.

Řekl jsem (do měchu tmy):
Tvůj zrak je slepý páv
Tvůj strach z tebe dělá
Vypelichaného lva

Ale můj lid mlčel,
Protože nezná takovou řeč.

Řekl jsem (už skoro svítalo):
Dějiny jsou teď
Tvrdý kámen a měkká krev
Co s tím uděláš?

Místo odpovědi
Jen plechoví ptáci se mi smáli
A do větru šeptali
Není lid
Není básník
Není nic

A tu mě probudil
Něčí křik



Im März 2020 erscheint im Wiener Verlag Ketos eine zweisprachige Ausgabe von Adam Borzič' Gedichtsammlung „Die Geschichte des Fadens“.

im Zeitalter der Leugnung

Wir leben im Zeitalter des Leugnens. Wieder immer noch. Aber die nächste Stufe ist erreicht. Nun wird es nicht mehr normalisiert, hingenommen und legitimiert. Längst hat sich die Perspektive weitergedreht. Das Leugnen wurde in all seiner Kunst und Fertigkeit für höchst preiswürdig befunden. Ein vergoldeter Lorbeerkranz für Nero, während die Flammen längst lodern.

Die Geschichte Österreichs ist eine Geschichte des Leugnens. Ein Land der Rollenspiele, in denen die Täter die Opfer verhöhnen, indem sie ihnen noch das Wort nehmen, das ihre Leiden benennt und es klingend auf sich selbst ummünzen. Eine zweite Auslöschung.

Dafür geht das ansonsten so grenzfixierte Österreich auch über seine Schlagbalken in Richtung vergangener Gebiets- und Definitionshoheiten. Mit Fakten kommt man denen nicht bei, diese Zuständigkeit muss man doch einfach nur fiktional fühlen ... (1)

Nur für die Opfer dieser Brutalität der Faktenlosigkeit fühlt sich hier niemand zuständig, da zog und zieht man die Grenze. Mit Zahnbürsten, Stempelgriffen und Bergschuhen.

Die Grausamkeit schöner Worte zählt mehr als alle Fakten. Geschliffene Satzmanifestationen dieses Bestehenden sind eine lohnende Leistung. Und die Traumata der Überlebenden bleiben eine Fußnote im Abspann der fatal ausgeleuchteten Heldenerzählung.

Österreich ist eine Nation der Leugnung. Wenn die Erben jener Täter, die nie welche gewesen sein werden, wieder in Regierungsrängen sitzen, ist mit dem nationalen Opfermythos keine Geschichtsrevision mehr zu gewinnen, längst ist alles erreicht.

Also weicht einer aus, und verlegt die Leugnung auf alte Projektionsflächen, die tausende Gräber ungenannt überspannen, aber nur an einem vergießt der Dichter *schwache Worte* über eine *sogenannte Welt*. (2) Mit *sogenannten* hat die Entmenschlichung begonnen. Immer und immer wieder. Bis heute. Mit *sogenannten* hat die Vernichtung begonnen. Der Wahrheit, der Sprache, der Menschen.

Peter Handke ist kein sogenannter Nobelpreisträger.
Aber es ist ein Moment Europas sogenannter Kultur. 

(1) Vgl.: Alida Bremer: <https://www.dw.com/de/handke-und-der-balkan-nobelpreis-in-den-falschen-h%C3%A4nden/a-50794184>

(2) Aus der Grabrede Handkes beim Begräbnis von Slobodan Milošević 2006: <https://handkeonline.onb.ac.at/node/1877>

hartnäckiger widerstand

Wir müssen heute den persönlichen Mut zur freien Sprache ohne Zensur, also dem Mut, die Wahrheit zu sagen, wieder schützen. Es gibt viele Gründe für hartnäckigen Widerstand. Es ist wichtig und es hat wieder Sinn, sich als Staatsbürger und Staatsbürgerinnen, als Schriftsteller und Schriftstellerinnen tapfer zu verhalten und ohne Autozensur zu reden. Das Bewusstsein, dass jemand nicht zögert, auch in einer Zeit allgemeiner Apathie, Ohnmacht, Resignation, öffentlich die Wahrheit zu sagen, hat unschätzbaren Wert. Wenn schon aus keinem anderen Grund, dann allein wegen dieses Gefühls der Solidarität und Tradition, geprägt von Václav Havel.

In Prag wird wieder demonstriert. Die jungen Demonstrantinnen und Demonstranten fordern den Rücktritt des Ministerpräsidenten. Sein „neoliberaler Populismus“ kam bislang bei vielen Wählerinnen und Wählern gut an. Einen wichtigen Verbündeten hat er im Präsidenten. Trotz der Korruptionsaffäre, Beweise für seine Tätigkeit als Mitarbeiter der tschechoslowakischen Staatssicherheit und seiner Zusammenarbeit mit der altstalinistischen Kommunistischen Partei blieb er lange der beliebteste Politiker des Landes. Das könnte sich nun ändern. Denn die Demonstrationen, die 2019 in Tschechien stattfinden, haben noch einen anderen, tieferen Sinn: Sie bedeuten den Anfang der staatsbürgerlichen Erhebung. Es ist die Erwartung, dass wir gemeinsam etwas bewirken können und spüren: „Es ist möglich, es geht!“. Das macht das Leben frei.

[...]

Wer heute nicht über Bildung, Wohlstand, Gesundheit, Zeit und Zugang zum Internet verfügt, dessen praktische Freiheit der Meinungsäußerung

ist bereits durch seine Lebensumstände stark eingeschränkt. Für alle anderen werden die Grenzen der freien Meinungsäußerung durch den Staat, in dem wir uns gerade befinden, durch die Unternehmen und Organisationen, die unsere Kommunikationsmittel beherrschen, gezogen. Die Redefreiheit, die man real besitzt, ist ein Produkt der im realen Staat herrschenden Bedingungen, aber auch der Bedingungen, die virtuelle Staaten wie Facebook, Google und Twitter oder andere Plattformen, Verleger, Sender, Zeitungen, Universitäten usw. setzen. Im globalen Informations- und Kommunikationssystem ist der Kampf um die Wortmacht auch ein Kampf um die Weltmacht.

Immer wieder bleibt also die große Frage, die uns alle heute plagt und wie alle wirklich wichtigen Fragen erscheint sie simpel: Individuum oder Masse, geschlossene Gesellschaft oder offene Demokratie, Totalitarismus oder Freiheit? Es scheint, dass diese Frage heute eine universelle ist. In unserer Welt verlaufen Grenzen nicht so sehr zwischen Volksgruppen, Nationen, Konfessionen, als vielmehr zwischen Vernunft und Fanatismus, Toleranz und Hysterie, Kreativität und Zensur. Antihumanismus ist oft das Resultat, der Prozess zuvor heißt Entmenschlichung. György Konrád, der gegen das kommunistische Regime in Ungarn kämpfte, hat erklärt, Viktor Orbán, dieser „zutiefst illiberale Ministerpräsident seines Landes“, sei zwar „kein guter Demokrat“ und seines Erachtens „auch kein guter Mensch“, doch im Hinblick auf dessen Politik gegenüber Immigranten (das heißt die Abschottung der Grenzen, den Bau von Zäunen, die Propaganda von mit Flüchtlingen verbundenen Gefahren), müsse er „leider eingestehen“, dass Orbán recht habe. Mit anderen Worten: Falsch an Orbán ist seine illiberale Haltung gegenüber den Bürgern des von ihm regierten Landes. Richtig ist jedoch seine illiberale Haltung gegenüber Menschen, die in diesem Land Rettung vor Tyrannei, mörderischer Verfolgung oder unmenschlicher Armut suchen. [...]

Migration ist in erster Linie eine moralisch-ethische Herausforderung. Doch was bedeutet es, heute moralisch zu sein und die Hoffnung nicht zu verlieren? Moralisch sein heißt im Kern, den

Unterschied zwischen Gut und Böse zu kennen und zu wissen, wo die Grenze zwischen beiden verläuft. Im weiteren Sinne heißt es, die eigene Verantwortung für die Förderung des Guten und den Widerstand gegen das Böse zu erkennen. Es ist nicht zulässig, bestimmte Menschengruppen aus dem Bereich der moralischen Verpflichtung auszuschließen. Gänzlich unvereinbar mit der Qualität des „Moralisch-Seins“ ist die Tendenz, die moralische Verantwortung für andere an willkürlich gezogenen Grenzen zu „Anderen“ enden zu lassen und zu verleugnen.

Angewandt wird der infame Trick, den von unserer moralischen, ansonsten unbedingten, Verantwortung ausgenommenen Menschen Eigenschaften zuzuschreiben, die ihr Bild beschmutzen. Dieses Bild rechtfertigt unsere Missachtung und mangelnde Fürsorge als Strafe für vermeintliche Laster oder böswilligen Absichten derer, die wir übergehen, ignorieren, schlecht behandeln, herzlos vernachlässigen. Ja, die Entmenschlichung. Die Entmenschlichung von Geflüchteten bereitet den Weg für ihren Ausschluss aus der Kategorie der legitimen Träger von Menschenrechten und führt zu einer Verschiebung des Migrationsproblems aus dem Bereich der Ethik in den Bereich der Kriminalität. Selbst die Sprache, die zur Beschreibung der Migranten und Migrantinnen benutzt wird, die nach Europa zu gelangen versuchen, ist mechanisch entmenschlichend. Aber sie sind doch Menschen mit Gefühlen, Familien und, nicht zu vergessen, Menschenrechten!

Totalitarismus hat heute verschiedene Gesichter. In manchen Ländern implementiert der Staat zum Beispiel Abtreibungsgesetze, die durch katholische Verdunkelung versüßt wurden, wie in Polen. Wann immer Angst und Unsicherheit in der Luft schweben, lenken die Mächtigen die Aufmerksamkeit auf das Territorium, das sie kontrollieren können: das Gebiet der Körper mit Vagina. Angst treibt die Menschen in die Privatsphäre von Häusern, die als Staaten bezeichnet werden. Nationalismus kann nur in Koexistenz mit Rassismus, Antisemitismus, Sexismus und patriarchalischem Eifer wachsen. Nationalismus braucht Nationalisten. Das Leben einer Frau verkürzt sich erneut auf die nationale Aufgabe, so viele Kinder wie möglich zur Welt zu bringen. Ihr Körper hat keine andere Aufgabe auf dieser Welt, er ist das Privateigentum eines Mannes und wird zur Fortpflanzung verwendet. Nationalistinnen behaupten, Ehefrauen und Töchter zu sein, als wären sie geduldige Leserinnen Friedrich Nietzsches; er war kein Vorkämpfer in Liebesdingen, aber er kannte das Heilmittel für aufstrebende Frauen: eine Frau ist ein Mysterium, das eine „Lösung“ hat, die Schwangerschaft heißt. Um sich freiwillig zur Versklavung zu melden, darf eine Frau

weder lesen und schreiben noch denken können. Der Staat hat ein Problem: wie man Frauen heute aus der Bildung verbannt. Dies ist ein allgemeines Problem für Diktatoren: Wie können Menschen in die Sklaverei zurückgeführt werden? Der Hauptkonflikt der Welt im 21. Jahrhundert wird nicht nur ein Klassen-, Religions-, sondern auch ein Sexualkonflikt sein. Westliche und östliche Gesellschaften streben die Wiederherstellung traditioneller sexistischer Wertungen und des Chauvinismus an, und ihre höchste Überzeugung ist Gewalt und eine bössartige Überzeugung von Macht. Patriarchalische Männer, die heute noch die überwiegende Mehrheit bilden,

zweifeln nicht an sich selbst und haben eines gemeinsam: die Idee, dass eine Frau Männern dienen und gehorsam sein soll, und ihr Glück heißt „er“.

Viele Menschen ziehen sich auch heute in sich selbst zurück und hören auf, sich für allgemeine,

öffentliche, politische Dinge zu interessieren. Aber so beginnt die Ära der Apathie und der umfangreichen Demoralisierung. So beginnt die Ära der grauen, totalitär-konsumorientierten Alltäglichkeit.

[...]

Die Literatur soll sich tapfer all diesen Themen widmen. Die Literatur ist für mein Leben die Gesamtheit aller Formen der Tapferkeit, der Kunst, der Liebe, der Freundschaft und des Denkens, die dem Menschen erlaubt, kein Sklave zu sein: Die Literatur so zu leben, ist die reinste Form der Liebe. Der Kampf um Freiheit und freiheitliches kritisches Denken ist zu jeder Zeit schwierig und endet nie. Aber die Freiheit ist für die Gesellschaft, was die Gesundheit für den Einzelnen ist. Die Begriffe „kollektive Schuld“ und „kollektiver Sieg“ sind monströs. Und der Nationalismus nimmt heute noch monströsere Formen an, weil er nur eine Frage ausspuckt: „Und woher kommen Sie?“ Stellen wir uns eine andere, wichtigere Frage: „Wer sind wir?“

[...]

Es muss immer wiederholt werden, dass das Maß unserer provokativen Hoffnung das Maß unserer Fähigkeit ist, uns um etwas zu bemühen, weil es moralisch ist, und nicht nur, weil es garantiert Erfolg hat. Schließlich gibt es wirklich nur eine einzige Grenze: die Grenze zwischen einem Menschen und dem anderen. 



Auszug aus dem Essay *Hartnäckiger Widerstand*. Der vollständige Text ist auf <http://ausreisser.mur.at/online> zu lesen.

Dies ist ein allgemeines Problem für Diktatoren: Wie können Menschen in die Sklaverei zurückgeführt werden?

why atmen

Man stellt sich Menschen, die widerstehen, als Menschen in der Not vor, und sie sind es zweierlei: Weil sie sich in einer schwierigen Lage befinden und weil sie ein Gefühl von Notwendigkeit empfinden – denn ihre schwierige Lage besteht darin, dass sie dabei sind, etwas zu verlieren, was sie für ihr Leben als notwendig betrachten. Widerstand ist so gesehen eine Form von Bedürfnis: Man sträubt sich gegen den Verlust dessen, was man benötigt.

Ich möchte in wenigen Worten hier erklären, was ich im Leben brauche und mir gerade abhandenkommt, was ich in meiner Not widerstehe und was das mit Literaturmagazinen wie *Beton International* oder dem *ausreißer* zu tun haben kann – zumal Literaturmagazine keine für mich vertrauliche Plattform sind, denn ich habe beruflich viel mehr Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Forschungszeitschriften: Widerstand kann aber zu neuen Verbindungen in der Polis führen, die eine*n auf die Plattformen von anderen Menschen aufmerksam machen.

Die erste Stimme, die mir einfällt, wenn ich daran denke, wonach ich Bedarf habe und was mir allmählich abhandenkommt, ist diejenige Ray Bradburys in *Fahrenheit 451*:

She didn't want to know *how* a thing was done, but *why*. That can be embarrassing. You ask Why to a lot of things and you wind up very unhappy indeed, if you keep at it.

(Bradbury, *Fahrenheit 451*, 1950)

Bradbury kommt mir seit einigen Jahren immer wieder in den Sinn, weil ich den Eindruck habe, dass

man um mich herum vorwiegend darüber diskutiert, wie Dinge (und Menschen) zu funktionieren haben – während die Frage danach, warum sie funktionieren sollen als irgendwie peinlich und unglücksbringend vermieden wird. Es geht Bradbury dabei keineswegs darum abzustreiten, dass die Fragen (und die Antworten) nach dem Grund der Dinge unangenehm bis schmerzhaft sein können; Bradbury meint dennoch, dass schwierige Momente in der Auseinandersetzung mit dem Sinn der Dinge zwar eine Herausforderung, aber auch ein existentielles Bedürfnis sind, weil sie eine generative Funktion haben. Es beschäftigt ihn deswegen die Frage, was geschieht, wenn die Möglichkeit nach dem *why* in einer Gesellschaft abgeschaltet wird, weil man alle Auseinandersetzungen vermeiden möchte, die in den Geist tief greifen. „Man“ bedeuten dabei für Bradbury sowohl alle Individuen einer Gesellschaft, die lieber gemütlich sorglos als unbequem sorgsam leben möchten, als auch die Machtinstanzen dieser Gesellschaft, welche die Menschen mit Unglück bedrohen, wenn diese beginnen, sorgsam zu sein und den Dingen auf den Grund gehen wollen: Denn Menschen, die so tief nach unten gelangen, könnten auch ein paar Dinge, die oben feststehen, auf den Kopf stellen wollen. Die Macht verwendet in der Regel zwei Strategien, um zu verhindern, dass die Gesellschaft allzu achtsam wird: Sie beantwortet selbst jedes für sie relevante *why*, und zwar mit verstecktem bis offenem autoritativen oder gar autoritären Anspruch, damit ihre Weltordnung nicht in Frage gestellt wird – und sie lässt die Menschen verlernen, nach dem Warum der Dinge zu fragen, indem sie das *why* zugunsten des *how* abschafft.

Zwei andere Stimmen fallen mir an dieser Stelle neben der von Bradbury ein, um diese zweite Herrschaftsstrategie konkreter darzustellen. Die erste gehört meinem Vater, einem Statistiker, der in der naturwissenschaftlichen und technischen Forschung tätig ist: Er hat mir einmal gesagt, dass man sich heute in diesem Bereich eher selten fragt, warum es sinnvoll ist, pausenlos irgendetwas Neues für den Menschen zu ermöglichen – denn die bloße Vorstellung, dass irgendetwas möglich sein könnte, gilt an sich häufig als ein ausreichender Grund, um gleich danach zu fragen,

how etwas zu verwirklichen ist. Ich und mein Vater, ein Literaturforscher und ein Forscher der exakten Wissenschaften, denken in vielerlei Punkten unterschiedlich, aber wir sind uns darüber einig, dass diese Wissenschaftskultur zum Teil auch aus Bequemlichkeit und politischem Willen entstanden ist: Man möchte sich lieber nicht fragen, ob eine neue Erfindung – eine neue Handlungsmöglichkeit für die Menschen also – gut oder schlecht sein kann, weil diese Frage Angst macht wie eben jede existentielle Frage, die das Dasein der Dinge hinterfragt. Diese Frage lässt sich nämlich mit keiner Sicherheit beantworten, wie ich insbesondere von Ludwig Wittgenstein, meiner dritten Stimme in diesem Text, gelernt habe:

Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, dass wir ihn Philosophie lehrten –, aber sie wäre die einzig streng richtige.

(Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-Philosophicus*, 1921)

Diese Stelle spielt eine zentrale Rolle in den Diskussionen mit meinem Vater, der sich eher auf die Seite Wittgensteins stellt (ohne hier darauf eingehen zu wollen, dass dieser Philosoph seine Meinung später geändert hat), während ich eher die Position des unbefriedigten Philosophie-Liebhhabers vertrete. Mein Vater spürt wie Wittgenstein das Metaphysische, aber er redet nicht darüber – er bleibt still und liest lieber die Psalmen abends vor dem Schlaf; ich möchte dagegen darüber reden: Es ist mir ein Bedürfnis, nach dem existentiellen Sinn der Dinge zu fragen, und das nicht, weil ich endgültig wahre Sätze darüber sagen oder hören möchte, sondern weil ich der Meinung bin, dass diese Fragen und unsere Antwortversuche in unserem Atem enthalten sind – sie fließen, so lange wir leben, in uns hinein und aus uns heraus, ob wir sie laut äußern oder nicht. Ich weiß, dass man an den Atem nicht immer denken muss, denn er geschieht von selbst, oder dass man daran denken kann, ohne darüber zu sprechen, wie in der stillen Meditation – aber es ist gut für mich, manchmal darüber zu reden, damit man sich dessen bewusster wird, wie es einem*r auf dieser Welt geht.

Ich bin Literaturforscher und Akademiker mit der Erwartung geworden, dass mein Beruf mir die Möglichkeit geben würde, über den *why*-Atem der Menschen und ähnliche Dinge zu spekulieren. Ich habe das erwartet, weil man mir in der Schule die Literatur-

forschung als humanistisches Wissen präsentiert hat – und Humanisten hatten lange Zeit eben die Aufgabe, an den Universitäten wie sonst wo über Gott und die Welt zu spekulieren (übrigens auch als Natur- und Technikforscher). Ich habe aber festgestellt, dass die heutige Literaturforschung wie die anderen Disziplinen des Geistes die Wittgensteinsche Denkweise verinnerlicht hat: Man fragt weniger *why*, als man analysiert, *how* andere *why* gefragt haben. Das ist für mich auch eine interessante Frage, wenn sie dazu führt, dass man sich von den Gedanken von anderen für die eigene existentielle Fragenstellung inspirieren lässt. Das findet aber an den Universitäten nur wenig statt: Die Literaturforscher*innen scheinen sich hier wie viele Naturwissenschaftler*innen vor existentiellen Fragen zu fürchten – zumindest öffentlich, denn ich glaube schon, dass es ihnen wie meinem Vater passiert, dass sich ihre Forschung manchmal in einen für sie mehr oder minder bewussten Psalm verwandelt, den sie allein rezitieren, wenn sie abends ins Bett gehen, oder den sie lediglich ihren Freund*innen anvertrauen. Das ist gut, aber man sollte Psalmen – wie jeden anderen existentiellen Text – manchmal auch zusammen rezitieren und diskutieren, z.B. an den Universitäten. Ich glaube das zumindest, weil ich denke, dass eine Polis vor allem dadurch entsteht, dass Menschen nach dem Warum der Dinge zusammen fragen. Sie sollten dabei ihre Antworten offen lassen und revidieren, aber es ist eben dieser Prozess, der verbindet: Das gemeinsame Philosophieren macht Zivilgesellschaft.

Ich finde es traurig, dass die akademische Forschung einschließlich der Literaturforschung den humanistischen Ansatz vernachlässigt. Ich finde es traurig, dass man sich komplett in den Dienst eines objektivierenden Wissensparadigmas stellt, das uns beibringt, wie wir Dinge beschreiben bzw. verwirklichen können, aber das uns nicht anregt zu fragen, warum wir Dinge beschreiben bzw. verwirklichen sollen. Dieses objektivierende Wissensparadigma hat zwar mal in der Kulturgeschichte eine wichtige Widerstandsfunktion gehabt: Es hat gegen die existentielle Angst geholfen, die dazu führt, in der Metaphysik sichere, aber allzu starre Antworten auf das *why* zu suchen, und es hat sich der Macht widersetzt, wenn diese durch metaphysische Diskurse versucht hat, die Menschen zu kontrollieren. Das objektivierende Wissensparadigma dient aber inzwischen meiner Meinung nach immer häufiger gerade der existentiellen Angst und der Macht: Es hält die Menschen fern von unbequemen Fragen und reduziert ihr Denken und Handeln auf reine Sachbearbeitung: Sie müssen Verfahren geschickt durchführen, und sie haben kaum Zeit mehr, um sich in die Tiefe der Dinge hineinzubegeben, dort wo man sich selbst und andere warum fragen hört, dort wo die Gesellschaft zur Zivilgesellschaft, d. h. zur Polis wird.

Ich habe also meine Not erklärt und komme schließlich zu meinem Widerstand. Ich will meinem Bedarf nach dem *why*-Atmen und meinem Bedürfnis nach einer humanistischen Einstellung

weiterhin nachgehen, und ich suche und versuche dafür Plattformen: Ich habe einige davon, von denen ich hier nicht sprechen kann, denn ich habe die Länge dieses Textes bereits ausgeschöpft. Ich möchte aber zum Schluss erklären, warum das Literaturmagazin *Beton International* von Alida Bremer und Saša Ilić zu einer meiner Plattformen geworden ist – und die Leser*innen vom *ausreißer* dazu einladen, *Beton International* zu lesen, denn diese Zeitschrift atmet *whys*, die Aufmerksamkeit verdienen. Alida Bremer, eine weitere mir wichtige Stimme, hat eines der schicksalhaftesten Warum, nach denen man fragen kann, bereits in ihrer Einleitung zur Ausgabe von *Beton International* 2014 wie folgend formuliert:

Aber warum nicht hoffen [...], dass eine friedliche Welt möglich ist, dass zwischen Menschen, die zufällig aus verschiedenen Ethnien und Religionsgemeinschaften stammen, eine produktive Zusammenarbeit sowie Toleranz und gegenseitiger Respekt möglich sind – und dass die Allianz zwischen einheimischen und ausländischen Profiteuren entlarvt werden

muss, damit es zu einer gerechteren Verteilung der Ressourcen, der Arbeit und der Gewinne kommt?

(Alida Bremer, *Beton International*, 1/1, 2014)

Diese Frage kann als eine optimistische rhetorische Frage gelesen werden, aber ich nehme sie als offen war – und frage mich, wieso die Menschen in ihren Bedürfnissen (in ihrer Not) immer so verdammt ambivalent sind. Und ich denke an Sophokles, die letzte Stimme, die meine Worte hier begleitet:

Ungeheuer ist viel. Doch nichts Ungeheurerer als der Mensch.

(Sophokles, *Antigone*, 442 v. Chr.)

IMPRESSUM

Chefredakteurin: Evelyn Schalk
Redaktion: Ulrike Freitag, Gerald Kuhn

Autor*innen: Adam Borzič, Alida Bremer, Matteo Colombi, Radka Denemarková, Saša Ilić, Silvia Stecher

Gestaltung: Guido Satta
Affichierung und Vertrieb: Leonhard Rabensteiner, Lukas Hartleb

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
ausreißer – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:
Post: *ausreißer* – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A-8010 Graz
Telefon: +43 316/827734-26, +43 676/3009363

Email: ausreisser@mur.at
Internet: <http://ausreisser.mur.at>
Newsletter: <http://ausreisser.mur.at/newsletter>

Wandzeitung: *ausreißer* @ausreisserInnen



Die Autor*innen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.

© Die Rechte verbleiben bei den Autor*innen.

Da der *ausreißer* auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig:
IBAN: 1200 0500 9409 4554 BIC: BKAUATWW

STANDORTE:

Kunsthhaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Pädagogische Hochschule Hasnerplatz, Fassade der Kirche St. Andrä, Schaumbad – Freies Atelierhaus Graz, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch'n, Jugendzentrum Mureck, Theaterzentrum Deutschlandsberg
Temporär: Kulturzentrum bei den Minoriten Graz
Der *ausreißer* ist als kostenlose Faltausgabe zum Mitnehmen sowohl an den oben genannten Standorten als auch bei zahlreichen weiteren Kunst-, Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen sowie in Cafés etc. erhältlich!

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE:
ALLES AUF ANFANG

